

## Die Liebe

Die Liebe hemmet nichts; sie kennt nicht Tür noch Riegel

Und dringt durch alles sich;

Sie ist ohn' Anbeginn, schlug ewig ihre Flügel

Und schlägt sie ewiglich.

Das Schlagen der Todesuhr wird zum Schlagen der Flügel der Liebe. Liebe aber durchdringt auch die Wand des Todes. Das Schlagen der Liebe hört nicht auf wie das Schlagen der Todesuhr. Doch diese Zeilen sind – als Poesie betrachtet – schwächer als die über den Tod. Sie greifen das traditionelle Bild von der Liebe auf, die alles durchstößt, selbst die Dunkelheit des Todes, und bis zu Gott reicht; der Traktat von der Wolke des Nichtwissens beruht auf dieser von Ps. Dionysius herkommenden Theologie.

Aber diese vier Zeilen bilden ein Pendant zu dem Vierzeiler vom Tod. Mit Recht hat Guardini zwar nur das erste Gedicht als vorbildlich hingestellt; doch der ganze Matthias Claudius wird erst in beiden Gedichten vernehmbar.

Warum aber ist es ihm nicht gelungen, beides, Liebe und Tod, gleich stark zu besingen? Es mag viele Gründe haben, zufällige oder im Charakter des Wandsbeker Boten liegende. Einer aber liegt auch in der Sprache selbst. Das Ewige, Unendliche, Göttliche übersteigt zuletzt doch jede sprachliche Möglichkeit. Der Tod hingegen bleibt im Bereich unserer Erfahrung. Die alles besiegende Liebe, die Matthias Claudius besingt, hat zwar ihren Widerschein im „Welthaften“, ist aber in ihrer Endgültigkeit und Unbesiegbarkeit erst im „Überwelthaften“ zu Hause. Der Tod hingegen gehört ins „Welthafte“. Jede wirkliche Meditation entsteht dort, wo der Glaube beginnt. Aber um wieviel tiefer kann sich der Glaube in der menschlichen Erfahrung einwurzeln, wenn er von der Meditation geleitet wird.

*Josef Sudbrack, München*

„Siehe, ich mache alles neu“ (Offb 21,5)

Besinnung vor einem spielenden Kind

Ein dreijähriger Junge, der Sohn meines Freundes, sitzt vor mir auf dem Boden und ist ganz und gar in sein Spielen versenkt. Mir scheinen die Bauklötzchen, die er zusammensetzt, recht einfach zu sein – verschiedenfarbig, verschiedengeformt, und sonst nichts. Doch für den Dreijährigen machen diese hölzernen Formen eine Welt aus. Man fühlt, wie es in ihm arbeitet, wie sein konstruktiver Geist lebendig

wird, wie da etwas Neues entsteht – Was gehört wozu? Was soll entstehen? Ein Haus? Ein Tor? Ein abstraktes Monument? Der Junge hat mir anvertraut, daß er eine Garage bauen will.

Amüsiert schaue ich zu. Dabei bin ich versucht, helfend einzugreifen. Ich sehe mit einem Blick, wie alles zusammengehören muß; die Harmonie der Farben, die Nuten, die Zapfen, die Kerben. Mit wenigen schlichten Handgriffen könnte ich das Kunstwerk der Garage vollenden. Aber dann wäre die intensive Atmosphäre um den jungen Baumeister dahin. So halte ich mich zurück; glücklicherweise! Und zum Lohn darf ich bei einer „Geburt des Geistes“ (nach H. Snell) dabei sein, darf zuschauen, wie etwas Neues, etwas wirklich Neues hervorgebracht wird.

Meine Konstruktion wäre ein Werk aus Routine geworden; aus den Ablagerungen in meiner Erinnerung hätte ich die entsprechenden Baupläne hervorgezogen und etwas „re“-produziert. Das Kind aber „pro“-duziert, schafft Neues.

Doch dann ertappe ich mich bei der Frage: Ob sich mein Meditieren nicht in utopische Märchenbezirke jenseits der Wolken erhebt? „Geburt des Geistes“ – das ist doch reichlich hoch gegriffen! Kann man am Spiel eines Kindes so etwas ablesen?

In ähnlicher Weise hat der Philosoph Ernst Cassirer (gewiß kein Christ!) über den Bildhauer Auguste Rodin reflektiert und damit dessen eigene Gedanken vertieft. – Was geschieht, wenn ein Künstler aus dem Stein eine Gestalt herausmeißelt? Trägt er eine längst fertige Idee in den Stein hinein? Holt er aus dem ungefügten Klotz nur heraus, was immer schon drinnen war?

Oder geschieht in Wirklichkeit nicht etwas anderes? In der handwerklichen Begegnung mit dem Material, mit dem Felsbrocken, entsteht im Künstler und im Stein das Bild? nein, richtiger noch: in dieser Konfrontation schafft der Künstler etwas Neues. In der Arbeit mit Hammer und Meißel formt sich aus einer vagen Ahnung und einem stummen Stein eine klare Figur, die für den, der sehen kann, deutliche „Worte“ spricht.

Ich schaue dem Jungen weiter zu. In ihm geschieht etwas! Und es geschieht Wesentlicheres noch, als Ernst Cassirer beschreibt. Es formt sich das Selbst, die Persönlichkeit des Jungen. In Gelingen und Mißlingen, in Versuch und Erfolg formt sich der Junge zur Person.

Zwar behaupten fernöstliche Ideologien – wenigstens, wie sie uns im Westen von ihren Anbetern vorgestellt werden –, daß es anders sei. Nichts Neues geschehe. Alles sei schon fertig, liege verborgen im Urgrund. Man müsse nur die Hüllen abreißen und die Schalen zerschlagen. Im Spiel finde das Kind nur das eigene Selbst wieder, was es immer schon war. Im Werden geschehe nichts Neues, sondern das gleichbleibende Alte befreie sich vom Oberflächenschutt der Geschichte und des Werdens.

Während ich dem Kind zuschaue, spüre, sehe ich, daß dies nur die halbe Wahrheit sein kann. Hier, im Spiel des Kindes geschieht Neues, geschieht etwas ganz und gar Einmaliges, bricht etwas Unwiederholbares und Unwiederholtes auf. Das Kind formt sich zur Person – in neuer schöpferischer Einmaligkeit. Die Begegnung mit den Bausteinen ist ein kreativer Vorgang im wörtlichen Sinn von Kreation, von Schöpfung. In ihm spiegelt sich etwas von Gottes schöpferischer Macht wider;

denn es geht um die Einmaligkeit, die wir Person, Selbst, Ich nennen. Hier wird nichts wiedergefunden, sondern neugeschaffen.

Dies alles läßt sich nicht mit naturwissenschaftlicher Präzision erheben. Man muß es sehen. Und im Kinderspiel kann man es erschauen. Die Ahnung steigt in mir auf, wie reich, wie beglückend der Glaube an Gott ist, der Schöpfermacht hat. Er kann Neues setzen, Neues schaffen, Neues bewirken. Und mein Leben ist kein Stück eines großen Kreislaufs, sondern ist etwas Neues und Einmaliges. Und dort, wo ich aus dieser Mitte meines Menschseins etwas angehe, darf ich auch teilhaben am Schöpferwerk Gottes. Auch ich kann Schöpfer sein – zuerst und vor allem der meiner eigenen Persönlichkeit.

Das Zusammenpurzeln und Wiederaufstellen der Bausteine des Jungen überzeugt mich wiederum: Gott will den Menschen an dieser seiner Kraft, Neues zu machen und selbst neu zu werden, teilnehmen lassen. Gott hat uns den Auftrag gegeben, Neues zu machen und darin selbst neu zu werden. Und dies geschieht nicht, oder nicht nur, in zurückgezogener Stille, sondern vor allem in der Auseinandersetzung mit der Welt Gottes. Mit den Aufgaben der heutigen Zeit, in der Begegnung mit den Dingen dieser Welt, im Sprechen mit den Menschen, die um uns sind. Auch in der Selbstbesinnung, im Rückblick, was da falsch war, und im Vorblick, was besser sein mußte; aber dann vor allem im Tun dieses Neuen.

Überall dort formt sich Neues, Einmaliges, Unwiederholbares. Und wenn ich das, was auf mich zukommt, nicht verfehle, dann werde ich selbst zu einem besseren „selbst“, noch mehr zu dem rechten „ich selbst“. Also nicht zu dem, was ich immer schon war, sondern zu dem, was ich nach Gottes Wille und Auftrag werden soll.

Der Junge spielt weiter. Die Garage gelingt. Es ist bei weitem nichts, was man gemeinhin Kunstwerk nennen würde – selbst wenn man es mit Maßstäben kindlicher Kunst bemäße. Aber es ist wie ein Katalysator für das Personwerden dieses Jungen geworden. In diesem „Denkmal“ funkelt etwas von dem Geheimnis, das dort sich verbirgt, wo ein Mensch wird und wo ein Mensch neu wird.

Auf dem Heimweg von meinem Freund denke ich darüber nach, ob ich nicht zu lange in der Resignation verharre bin, als sei immer alles nur dasselbe, unveränderlicher noch wie ein Klotz, als bleibe doch immer alles beim Alten.

Ich denke darüber nach, ob ich nicht doch wieder den Mut haben sollte, neu anzufangen – mit mir, mit anderen, mit den schlichten, ungefügten Bausteinen des Lebens, mit wenig künstlerischem Geschick. Aber dennoch: neu anfangen.

Gott gibt mir dazu die Chance; heute, morgen, immer wieder.

*Josef Sudbrack, München*